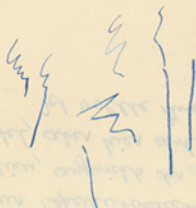


6 Eier
 2 Karkassen Thon
 1 Kistchen Sardinen
 1/4 Schinken
 + Butter
 1/4 Butter
 1 Karkasse Metz
 2 Bäckchen



Kunhardt / James (ein) / Markheant
 Sachs
~~Bratiller~~ Leger
 Omenka
 Karauer
 Litz
 Moskauer Prozess / Gide

Christian Kiening

Weltphilologie

Verheißungen der Moderne

in freudlicher Erinnerung
 der kette Gold wieder von denen zu hören, und wir sind beide
 aufgeben.
 Lichte Beziehung stehen, und so werde ich ihnen, jedenfalls die Adresse
 sind zu folgen wieder mit freigelegt; immerhin für ich Kerkhof und -
 werden sich vielleicht noch Farbe werden. Ob sie irgend in der Lage
 sein, aus ihrer Beziehung aufzubrechen, aus der Freiheit aufzuweisen,
 dass Bündel, und so ist es? Mein schlagender Zusammenhang und seine
 Grundlage darf eine dauernde Beziehung stehen. Eine solche
 in Richtung zu stellen, und vielleicht darf ich auf diesen Zusammenhang
 bauen für lange, eine Eigentümlichkeit seines Wesens sind also gegeben
 vielleicht tun für die Richtung nicht alles setzen zu nehmen: für
 dass ein Verhältnis zu 2. Buch gehört ich für mich für die beide End; aber
 dieses Briefe möglichst unterbreiten wurde und nur keine Kitzeln habe.
 in Deutschland stehen, aber ich muss es vermeiden, da ich nicht

Wallstein

Christian Kiening
Weltphilologie
Verheißungen der Moderne

Christian Kiening
Weltphilologie
Verheißungen der Moderne

Wallstein Verlag

Inhalt

1. Rückblick: Weltphilologie historisch	7
2. Schrift: Ludwig Traube	23
3. Stimme: Eduard Sievers	47
4. Geist: Rudolf Unger	75
5. Seitenblick: Weltphilologie formgeschichtlich . . .	105
6. Idee: Walter Benjamin	123
7. Struktur: Hugo Kuhn	151
8. Wirklichkeit: Erich Auerbach	175
9. Ausblick: Weltphilologie präsentisch	205
Anmerkungen	217
Register	261

»criticism is worldly
and in the world so long
as it opposes monocentrism«

Edward W. Said (1983)

I. Rückblick: Weltphilologie historisch

I

Im Jahr 1952 veröffentlichte der 60-jährige Erich Auerbach (1892–1957) in der Festschrift für den Berner Literaturwissenschaftler Fritz Strich aus Anlass von dessen 70. Geburtstag einen Aufsatz über »Philologie der Weltliteratur«.¹ Kaum einer dürfte dazu berufener gewesen sein als der Romanist Auerbach. Aus lebensgeschichtlichen Gründen: Er hatte im Abendland (Marburg) wie im Morgenland (Istanbul) gelehrt und war mittlerweile seit fünf Jahren in der Neuen Welt (Yale) tätig. Und aus fachlichen Gründen: Er hatte grundlegende Beiträge über Dante, Montaigne und Vico, über die Frührenaissancenovelle, den *Sermo humilis* und das figuraltypologische Denken veröffentlicht und 1946 das Buch *Mimesis* herausgebracht, Untertitel: *Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Brücken schlagend zwischen der ältesten hebräischen, griechischen, römischen und christlich-lateinischen Literatur und dann den volkssprachlichen Literaturen des Mittelalters und der frühen Neuzeit bis hin zur Moderne wird das Buch zu den einflussreichsten literaturwissenschaftlichen Werken der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gehören.²

Auerbach und Strich (der *Mimesis* in einer Schweizer Zeitschrift rezensierte) verbindet neben der jüdischen Tradition das Interesse am Zusammenhang von Philologie, Geistes- und Stilgeschichte.³ Auerbach knüpft mit seinem Aufsatz an Goethe an, der in seinen letzten Lebensjahren die Frage der Weltliteratur umkreist hatte.⁴ Zugleich nimmt er das Thema auf, das Strich über Jahrzehnte begleitet hatte und zu dem er im selben Jahr wie *Mimesis* und im selben Verlag das Buch *Goethe und die Weltliteratur* veröffentlichte.⁵ Auerbachs Fokus gilt nun aber nicht Goethe, sondern der Gegenwart. Im

Zentrum stehen zwei Fragen: Was ist aus dem Projekt der Weltliteratur in der Zeit von mehr als einem Jahrhundert geworden? Und was bedeutet das Interesse an Weltliteratur für die Bedingungen der gegenwärtigen Philologie? Für jede der Fragen operiert Auerbach mit einer Grundannahme und einer Zeitdiagnose. Auf Weltliteratur bezogen lautet die Grundannahme: Diese sei nicht einfach quantitativ die Summe oder qualitativ das Beste der weltweit existierenden Literaturen, sondern eine »wechselseitige Befruchtung des Mannigfaltigen« (39) – und eben deshalb aufgrund der gerade ablaufenden Prozesse der Vereinheitlichung, der Standardisierung und der Globalisierung gefährdet. Damit, so Auerbachs Zuspitzung, »wäre der Gedanke der Weltliteratur zugleich verwirklicht und zerstört« (39). Auf Philologie bezogen: Sie behandle als historische Disziplin die »innere Geschichte der letzten Jahrtausende« als »Geschichte der zum Selbstausdruck gelangten Menschheit«, ihres Vorstoßes »zum Bewußtsein ihrer Lage und zur Aktualisierung der ihnen gegebenen Möglichkeiten« (41) – und sei darin ebenfalls gefährdet. Aufgrund der unübersehbaren Verarmung des historischen Bewusstseins, des »historisch-perspektivischen Sinn[s]« (41, 43), der Kenntnis älterer Sprachen und Traditionen. Aber auch aufgrund des immens angewachsenen historischen Materials, das die Möglichkeiten des einzelnen Philologen überfordere, ohne schlichtweg durch »[o]rganisierte Gruppenarbeit« (45) bewältigbar zu sein.

Eine doppelte Prekarität also. Auerbach beklagt sie nicht einfach. Er entwickelt aus ihr die Vision einer künftigen Philologie, getragen von den spezifischen Erfahrungen seiner Generation, jener vor den Kriegen aufgewachsenen, die eine besondere Beziehung zum gegenwärtigen »Übergangszeitalter« (43) besitze. Aus dieser Generation gebe es noch einige wenige, die den Überblick über die Weite der Überlieferungen und der Traditionen nicht verloren hätten und zugleich ein Sensorium für neue Entwicklungen besäßen, also »gegenüber den Modeströmungen das richtige Verhält-

nis von Aufgeschlossenheit und Unabhängigkeit finden« könnten (45). Diesen wenigen, Vertreter einer zu Ende gehenden Zeit, die sich des augenblicklich gegebenen »Kairos der verstehenden Geschichtsschreibung« (41) bewusst sind, schreibt Auerbach die Möglichkeit zu, eine »synthetische[] Philologie der Weltliteratur« (49) zu gestalten.

›Synthetische‹ oder ›synthetisch-historische‹ Philologie, das ist nicht einfach eine universalistische Philologie, wie sie schon um 1900 diskutiert wurde, auch nicht primär eine komparatistische, wie sie sich mit den 1960er und 1970er Jahren profilieren wird. Es ist eine Philologie, die um die ungeheure Vermehrung des Materials, die Vervielfachung der Methoden, die Zunahme der historischen wie theoretischen Schnittpunkte zwischen den Disziplinen weiß, darauf aber weder mit Resignation noch mit Betriebsamkeit reagiert, sondern nach neuen intellektuellen Möglichkeiten sucht. Ernst Cassirer hatte einige Jahre früher mit Blick auf die Geisteswissenschaften festgestellt: »our wealth of facts is not necessarily a wealth of thoughts. Unless we succeed in finding a clue of Ariadne to lead us out of this labyrinth, we can have no real insight into the general character of human culture; we shall remain lost in a mass of disconnected and disintegrated data which seem to lack all conceptual unity«. ⁶

Ein Ariadnefaden für Auerbach ist die persönliche »Intuition«, die das Auffinden eines fruchtbaren »Ansatzpunktes« erlaubt (45): Ansatz nämlich bei einem »fest umschriebenen, gut überschaubaren Kreis von Phänomenen«, deren Interpretation »Strahlkraft« besitzt, »so daß sie einen weit größeren Bezirk als den des Ansatzes ordnet und mitinterpretiert« (47) oder, wie es in Auerbachs letztem zu Lebzeiten geschriebenen Buch *Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter* (1958) heißt, »so daß das von ihnen ausstrahlende Licht gleichsam eine ganze historische Landschaft beleuchtet«. ⁷ Nicht um das bloße Verwenden von allgemeinen Begriffen oder abstrakten Ordnungskategorien geht es. Ermittelt werden soll, was am

Gegenstand von solcher »Konkretheit und Prägnanz« ist, dass es vermittelt durch die Analyse weiterzuwirken vermag: ein einzelnes Wort, eine rhetorische oder stilistische Form, eine syntaktische Wendung oder eine ganze »Reihe von Äußerungen, die irgendwo und irgendwann getan wurden« – und so ausstrahlen, dass davon aus »Weltgeschichte getrieben werden kann« (48).

Mit der Konzentration auf ›Wirkung‹ und ›Ausstrahlung‹ ist man von Strichs Goethebuch um einiges entfernt. Für den Berner Germanisten war ›Wirkung‹ eine allgemeinere Kategorie. Für ihn gehörte Goethes Idee einer Literatur, die nicht nur raum- und zeitübergreifende Ausstrahlung hat, sondern auch zwischen den Nationalliteraturen und den Nationen vermittelt, zu einem gerade angesichts der düsteren Gegenwart und jüngeren Vergangenheit zentralen Projekt, auf das es sich wieder zu besinnen lohne: Die Dichter und Schriftsteller hätten die »heilige Pflicht, in diesem Geist zu wirken«; die Literaturwissenschaft als »Weltliteraturwissenschaft« die Aufgabe, »den historischen Beziehungen zwischen den verschiedenen Literaturen nachzugehen, wann, wo und wie sie aufeinander wirkten, sich gegenseitig bildeten, befruchteten, bereicherten, was sie einander gaben und was sie voneinander empfangen«.⁸

Der Romanist Auerbach setzt anders an. Zwar ist auch sein Bild der Gegenwartskultur eher pessimistisch. Schon 1937 schreibt er Walter Benjamin aus Istanbul (hier auf dem Umschlag abgebildet) von der drohenden »Esperantokultur« und »Internationale der Trivialität«.⁹ Das Buch *Literatursprache und Publikum*, verfasst »im Bewußtsein der Erschütterung Europas«, ¹⁰ dient der Erinnerung an eine Kultur zu einem Augenblick, da diese sich irreversibel verändert hat. Doch fordert diese Veränderung auch Auerbachs wissenschaftliches Interesse und seine philologische Neugier heraus. Er fragt nicht danach, wie sich das Projekt der Weltliteratur, sollte es bislang unerfüllt geblieben sein, doch noch erfüllen lasse. Er fragt, wie damit umzugehen sei, dass die

Erfüllung anders als erhofft ausfällt. Wie Strich sieht Auerbach die Philologie am Projekt der Weltliteratur teilhaben. Er fokussiert aber aus der räumlichen und kulturellen Distanz heraus schärfer ihre gegenwärtigen Bedingungen.

Im Zuge dessen verschiebt sich auch der Weltbegriff. Er bezieht sich nicht mehr primär auf die räumlich und zeitlich globale Dimension der Überlieferung oder die Vermittlung zwischen den Literaturen. Er rekurriert auf das, was sich als »Weltwirklichkeit« (41) zeigt. »Weltwirklichkeit« – das lässt sich so verstehen: Wäre »Welt« philosophisch im Sinne Wittgensteins die Gesamtheit dessen, »was der Fall ist« (TLP 1), oder semantikgeschichtlich »die gesamtheit der sinnlich und geistig erfassbaren erscheinungen und sacheverhalte«, ¹¹ so »Wirklichkeit« dasjenige, was als Modell der Welt erscheint – »so wie wir sie uns denken« (TLP 4.01), wie wir sie »konstruieren« (4.023). ¹² »Weltwirklichkeit« wäre dann ebenso das, was Strukturen der Wirklichkeit betrifft, die einen Zusammenhang bilden, der als Welt beschreibbar ist, wie das, was an einer Welt, auch einer erzählten, dargestellten, entworfenen, eine solche Prägnanz besitzt, dass es als Wirklichkeit aufgefasst werden kann. Ist »Weltwirklichkeit« einige Jahre später für Eugen Fink »das Feld des Seins, der Zeit-Raum aller Dinge, [...] die Voraussetzung und der unerschöpfliche Grund für jeden Aufgang und jeden Untergang von Seiendem«, ¹³ so spielen für Auerbach vor allem drei Aspekte eine Rolle: (1) eine menschliche Wahrnehmung und Bezogenheit, (2) eine innere Sättigung oder spezifische Totalität und (3) eine (nicht quantitativ zu ermessende) Relevanz.

Der Philosoph und Erziehungswissenschaftler Theodor Litt hatte um 1950 versucht, im Spektrum zwischen den beiden weltanschaulichen Polen, hier: »der Mensch ist Krone und Vollendung der ganzen Weltwirklichkeit«, dort: »der Mensch ist ein gleichgültiges Nichts in einem abseitigen Winkel der Weltwirklichkeit«, eine vermittelnde Position zu begründen: Der Bezogenheit des Menschen auf die Welt entspreche umgekehrt eine Bezogenheit der Welt auf den

Menschen. »So ist auch der Sprechakt, ichentsprungen und ichgebunden wie nur einer, gleichzeitig ein Stück der Weltwirklichkeit, die er im Wort zu bannen versucht. Was in ihm geschieht, das ist so gut drüben – im Bereich der Welt – wie hüten – im Bereich des Selbst – zu Hause. Das wäre nicht möglich, wenn nicht die Welt darauf eingerichtet wäre, den Handlungen, in denen sie vom Subjekt ausgesprochen wird, in sich Raum zu geben und durch sich Beistand zu leisten.«¹⁴

In diesem Sinne ist auch für Auerbach die Weltwirklichkeit das, was sich von der Wirklichkeit der Welt in Sprache manifestiert.¹⁵ Diesen Manifestationen nachzuspüren ist die Aufgabe des modernen »Weltphilologen« (42). Er konstituiert »Weltliteratur«, indem er das zur Verfügung stehende »Material aus sechs Jahrtausenden, aus allen Teilen der Erde, in vielleicht fünfzig Literatursprachen« (43), in bestimmter Weise betrachtet. Seine »philologische Heimat« ist aber nicht die Welt, die in den Texten und durch sie aufgespannt wird. Es ist »die Erde« (49), »[u]nsere Erde« (39), die als Horizont »die Welt der Weltliteratur ist« (39) und als Lebensraum den Raum der Philologie definiert. Erde also als irdische Gegebenheit, immanente (nicht transzendente) Wirklichkeit, von der aus Welt gedacht, Welten entworfen werden können. Erde als Bedingung der Möglichkeit der Weltbildung und damit auch der Philologie, die an dieser Weltbildung mitwirkt.¹⁶

Man kann Hans Ulrich Gumbrecht zustimmen: »Mit größerer philosophischer Ambition hat man die Philologie wohl nie ausgestattet oder befrachtet.«¹⁷ Was der Weltphilologe in Bezug auf den Zusammenhang von Welt, Sprache und Philologie vermag, ist »Wirkung« einzufangen und »Wirkung« auszuüben: Wirkung der textuellen Gegenstände, die er in seiner eigenen, ebenso genauen wie gegenständlichen »Gestaltung« (45) zu erfassen wie zu entfalten sucht – so, »daß es eindringt und unvergeßbar wird« (42). Diese Gestaltung, auf Intuition basierend, kann in die Nähe der Kunst, das philologische Werk in die Nähe des Kunstwerks

rücken (45). Wie dort ist Unvorhersehbares im Spiel (wenig später werden Merton und Barber schon eine Geschichte der ›serendipity‹ schreiben).¹⁸ Dieses Unvorhersehbare setzt die Philologie zur Welt in ein nicht nur repräsentierendes, sondern auch partizipatives Verhältnis.

Auerbach begründet damit theoretisch, was er in *Mimesis* und in anderen Schriften praktiziert hat. Zugleich entwirft er das Programm einer Philologie, die eine innere Beziehung ebenso zur Wirklichkeit der terrestrischen Welt (die Welt der Völker im Gegensatz zur Welt der Natur) wie zu ihren ›weltliterarischen‹ Gegenständen behält. Eine Philologie, die konservierende, synthetisierende und entdeckende Qualitäten hat, verschiedene Disziplinen einschließt und zugleich auf quantitative Herausforderungen reagiert. Diese wohlgedachte philologische Selbstermächtigung steht im Kontext der Wahrnehmung einer Krise der Geisteswissenschaften. Sie wird getragen vom emphatischen Rückgang auf die Leitfigur eines Giambattista Vico, der »unter Philologie alles« verstand, »was wir heute als Geisteswissenschaften bezeichnen: die gesamte Geschichte im engeren Sinne, Soziologie, Nationalökonomie, die Geschichte von Religion, Sprache, Recht und Kunst«.¹⁹ Und die Ermächtigung wird getragen von der Idee eines philologischen Humanismus – bei der Philologie, zumindest »der philologischen Philosophie oder philosophischen Philologie«, gehe es »nur um uns, die Menschen auf dem Planeten Erde«.²⁰ Auch wenn man Auerbachs Emphase, seinen Existenzialismus und seinen Anthropozentrismus nicht teilt – die zukunftsweisende Bedeutung seiner Begründung einer ebenso prekären wie potenzialreichen Philologie ist unverkennbar.²¹

II

Der Aufsatz und sein Pendant, die Einleitung zum Buch *Literatursprache und Publikum*, sind zwiespältig. Sie konstatieren eine Verarmung und gleichzeitig eine Zunahme an Möglichkeiten. Sie sprechen von einem ›Übergangszeitalter‹ und zugleich von einem ›Kairos‹. Sie verleihen der Philologie menscheitsgeschichtliche Relevanz und lassen doch anklingen, es könnte sich bei dieser Vorstellung vielleicht um einen ›Mythos‹, eine Konsensfiktion handeln – wie fruchtbar auch immer. Aufsatz und Einleitung sind janusköpfig. Sie setzen eine jahrzehntewährende philologische Tätigkeit voraus und mit ihr die Teilhabe an in dieser Zeit etablierten Paradigmen, zum Beispiel der Geistes-, Stil- und Formgeschichte. Sie haben aber auch die Zukunft im Blick, die sich zu den angesprochenen Geltungsansprüchen und -möglichkeiten der Philologie, zur Relation von Hermeneutik und Empirie, Interpretation und Analyse verhalten wird – mit einer gewissen Verzögerung. Eine Diskussion über ›synthetische Philologie‹ oder ›Weltphilologie‹ findet zunächst nicht statt. Am Ende von Auerbachs Lebenszeit dominieren die werkimmanente Interpretation und der New Criticism. Sie sind zwar weltanschaulichen Dimensionen nicht abhold, Weltphilologie ist aber nicht ihr Thema. Als sich dann Strukturalismus, Semiotik und Literatursoziologie entwickeln, zielen sie zwar auf Strukturen des Geistes oder der Wirklichkeit, haben aber eher die Relevanz als die ›Weltlichkeit‹ der Literaturwissenschaft im Blick.

Erst in der Komparatistik, den Postcolonial und World-Literature-Studies, den Medien- und Kulturwissenschaften gewinnt der Weltbegriff an Bedeutung.²² Nun primär in seiner kulturräumlichen und globalen Dimension. Und nun auch unter regem Rekurs auf Auerbach.²³ Sein Weltphilologie-Aufsatz wird übersetzt und im englischsprachigen Raum viel zitiert und diskutiert.²⁴ Aktuelle Fragen knüpfen sich an ihn an. Wie anschlussfähig ist das Konzept von Weltliteratur

in der Gegenwart und in postkolonialen Kontexten?²⁵ Was können philologische Ansatzpunkte sein und wie werden sie gefunden?²⁶ Was bedeutet die transnationale Ausdehnung der Philologie auf die ›Erde‹ und wie verhält sie sich zu eurozentrischen Momenten in Auerbachs Werk?²⁷ Wie lässt sich eine als Projekt verstandene Philologie der Weltliteratur auch auf ältere Werke beziehen?²⁸ Ja, ist sie nicht selbst von diesen, von Dante, von Thomas von Aquin her gedacht?²⁹

Nimmt man diese Fragen ernst, ist man zugleich auf einen inneren Reichtum von Auerbachs Werk verwiesen, der sich aktuellen Interessen nicht einfach unterwerfen lässt. Man ist konfrontiert mit einer historischen Eigenzeitlichkeit der Philologie, die sich nicht ohne Verluste ausblenden lässt. Sie ergibt sich unter anderem daraus, dass die Frage nach der Weltphilologie, die schon den 30-jährigen an Vico fasziniert und die er 60-jährig noch einmal explizit aufwirft, eine ist, die weder um 1950, als der Romanist seine Synthesen veröffentlichte, noch um 1920, als der promovierte Rechtswissenschaftler zur Literaturwissenschaft wechselte, selbstverständlich war. Was um 1950 als Manifestation eines Philologenlebens erscheint, impliziert zugleich einen Prozess, in dem die ›Weltlichkeit‹ der Philologie überhaupt erst wiederentdeckt wurde.

In der Gründungsphase der modernen Philologie, im frühen 19. Jahrhundert, als die Gegenstände der klassischen Philologie auf neuere Zeiten und andere Sprachen ausgedehnt wurden, war das globale, vergleichende Arbeiten nicht zuletzt bei den deutschsprachigen Gelehrten selbstverständlich gewesen.³⁰ August Wilhelm Schlegel (1767–1845) beschäftigte sich ebenso mit den Literaturen des klassischen Altertums wie mit denen des germanischen und romanischen Mittelalters und der Neuzeit; er wurde 1818 auf einen Lehrstuhl für Indologie berufen und übersetzte *Bhagavadgita* und *Ramayana* ins Lateinische. Carl Lachmann (1793–1851) edierte neben Lukrez, Properz, Tibull, Catull, Terenz oder Avian das griechische Neue Testament, die

mittelhochdeutschen Klassiker der Zeit um 1200 und die Werke Lessings. Jacob Grimm (1785–1863) arbeitete zu vielen germanischen, romanischen und slawischen Sprachen und verband Sprachgeschichte mit Kultur-, Literatur- und Rechtsgeschichte; besonders der Wiedergewinnung des Ursprünglichen, Mündlichen, Volkstümlichen galt seine Aufmerksamkeit.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und besonders in der Zeit nach der Reichsgründung (1871) änderte sich dies. Der Übergang lässt sich an Lachmanns Schüler und Berliner Nachfolger Moriz Haupt (1808–1874) ermessen. Er ist zunächst ganz komparatistisch eingestellt, hat Schwerpunkte im Griechischen und Lateinischen, in der Germania und der Romania, interessiert sich aber auch für Slawisches und Orientalisches. Der Anschluss an Lachmanns textkritische Methode sowie die auf germanistische Gegenstände konzentrierte Lehr- und Herausgebertätigkeit befördern dann eine »disziplinäre Verengung und Spezialisierung«.³¹ Ein elitärer Literaturbegriff kommt dazu. Eher im Bereich der Volks- als der Kunstpoesie findet das komparatistische Verfahren einen Ort.

Allgemein gibt es zwar in der Zeit, da sich die »germanische«, »deutsche« oder »romanische« Philologie universitär institutionalisiert, eine vergleichende Sprach- und Mythen-, Stoff-, Motiv- und Einflussgeschichte. Während aber die Sprachwissenschaft historische und systematische Tendenzen zu verbinden sucht und sich teilweise dezidiert als »Culturwissenschaft« versteht, bleiben literaturwissenschaftlich-komparatistische Ansätze punktuell oder quellenforschungsbezogen.³² Die unübersehbare Nationalisierung von Literaturgeschichte und Deutschkunde wird von Prozessen der Akademisierung und der Professionalisierung, der Szi-entifizierung und der Formalisierung flankiert.³³ Fach- und Detailfragen stehen im Zentrum. Die »Welt« verengt sich auf die textkritisch zu reinigenden Buchstaben, die »Weltliteratur«, im Anschluss an Goethe neu thematisiert, auf

ein ›Weltdeutschtum‹, demgemäß das Deutsche als Nabel und Spiegel der Welt verstanden wird.³⁴ In den Worten Paul Merkers: »Vor lauter Freude an der philologischen Kleinwelt [...] verliert man den Blick in die fernen Horizontweiten und das offene Auge für die ganze Pracht und Erscheinungsfülle dieses literarischen Panoramas.«³⁵

Schon um und nach 1900 sind allerdings erste antihistoristische und antipositivistische Neigungen zu beobachten. Man diskutiert das Verhältnis von Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft und erprobt Ansätze zu einer ›universalen‹ oder, wie angedeutet, einer ›synthetischen‹ Literaturwissenschaft.³⁶ Man entdeckt die Kategorie des Lebens und orientiert sich an der Psychologie, um zur Entstehungssituation der Dichtung, zum Erlebnis, zur Stimmung, zum Gefühl, zur Fantasie vorzudringen.³⁷ Man interessiert sich für das Geistige, Philosophische, Weltanschauliche und würdigt Dichtung als wichtigen Beitrag zum Daseins- und Weltverstehen.³⁸ Nur zwei Namen: Oskar Walzel wendet sich der Wirklichkeitsnähe der Schweizer Literatur zu, die die Mauer zwischen »der Welt der Kunst und der Welt der Wirklichkeit« nicht kenne.³⁹ Georg (von) Lukács erkundet geschichtsphilosophisch die Art des Weltbezuges und Weltentwurfs in dem als besonders ›welthaltig‹ angesehenen abendländischen Roman.⁴⁰

›Welt‹ wird zum Thema – hinsichtlich der Literatur, weniger der Literaturwissenschaft. Deren Selbstverständigung bezieht sich eher indirekt, eher beiläufig, eher unterschwellig auf den Weltbegriff, der aber doch mit im Spiel ist: als verheißungsvolle Kategorie, geeignet dazu beizutragen, der Philologie eine besondere Art von Welthaltigkeit, Geltung und Bedeutsamkeit zu sichern, sie als teilhabend an der Dignität des Gegenstands erscheinen zu lassen.

III

Das vorliegende Buch rekonstruiert auf gewisse Weise den Prozess, der zu Auerbachs spätem Weltphilologieverständnis hinführt. Es sucht zu erfassen, wie ›Welt‹ philologisch und philologiegeschichtlich zu einer Verheißungskategorie wurde. Ich frage nicht nach einer ›Philologie der Welt‹ im Sinne der älteren Tradition des Lesens im Buch der Natur. Nicht nach einer ›Philologie der Weltliteratur‹, wie sie heute in aller Munde ist.⁴¹ Und nicht nach einer ›Philologie literarischer Welterzeugung‹, also danach, wie Texte Welten entwerfen und wie die Philologie dies beschreibt.⁴² Ich frage nach dem expliziten und impliziten Weltbegriff und Welt-horizont der Philologie selbst. Weder der eine noch der andere wurden im Kontext der Weltliteraturdiskussion oder im Rahmen sozial-, diskurs- und wissensgeschichtlicher, materialitäts- und medialitätsbezogener Ansätze viel behandelt. Der Weltbegriff spielt eine gewisse Rolle für die dekonstruktivistische Literaturwissenschaft, hier aber steht er in der Opposition zwischen der philologischen Welt und allen anderen Welten. Für Werner Hamacher »ergräbt« sich die Philologie zwar die Welt, befreit diese gleichzeitig aber »von allem, was über sie gesagt worden ist und noch gesagt werden kann«.⁴³ Die Welt der Philologie wird als radikal andere, als außerweltliche gedacht: »Es gibt Philologen, die behandeln die Welt, als ließe sie sich behandeln (wie ein Kranker), als ließe sich mit ihr verhandeln (wie mit einem Feind), als ließe sich mit ihr handeln (wie mit einem Instrument oder einer Ware oder einem Geschäftspartner), als ließe sie sich abhandeln (wie ein Thema). Sie vergessen, daß die Philologie nicht ein Teil dieser Welt ist, der zu einem anderen Teil Handels- oder Handlungsbeziehungen unterhalten könnte, sondern daß sie die Bewegung der Welt selbst: daß sie das zur Welt Kommen der Welt ist« (These 89).

Auf der einen Seite also Weltvergessenheit, auf der anderen Weltverabsolutierung. Demgegenüber wollen die

folgenden Kapitel Fragen aufwerfen: Was bestimmt die ›Weltwirklichkeit‹ der Philologie, ohne in einem bloß allgemeinen Weltbezug aufzugehen? Wie verhält sich ›Weltphilologie‹ zu ›Weltliteratur‹? Wenn die Literatur, ihrerseits ›Anschlusswelten‹, ›Zwischenwelten‹ oder ›Eigenwelten‹ konstituierend, einen spezifischen Bezug auch zur außer-literarischen Welt besitzt, wie steht es um die Philologie? Hat sie, nach traditionellem Verständnis dem ›Erkennen des Erkannten‹ gewidmet,⁴⁴ ein nur abgeleitetes, nachträgliches, mehrfach vermitteltes Verhältnis zur ›Welt‹? Oder, als Form spezifischen Wissens, als, wie Auerbach sagt, »selbst geformtes Leben«,⁴⁵ eine eigene Beziehung zu ihr?

Antwort auf diese Fragen suche ich nicht in einer konsequent disziplingeschichtlichen Perspektive. Das würde, sei es personenbezogen, sei es lokal, sei es entwicklungsgeschichtlich, die Beschränkung auf historisch kohärentere Zusammenhänge bedingen. Stattdessen sollen in einer wissenschaftsgeschichtlichen Versuchsanordnung verschiedene Disziplinen in den Blick kommen: Klassische Philologie, Philosophie, Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, Literaturgeschichte, Romanistik, Germanistik, repräsentiert jeweils durch konkrete Personen, die in diskursiven Netzwerken, über methodologische Ansätze und semantische Felder miteinander verbunden sind.

Als Horizont dieser Felder soll der Weltbegriff dienen, ein Horizont, vor dem sich andere, aufeinander bezogene begriffliche Figurationen abspielen. Die Bedeutung von Schrift, die den klassischen Philologen Ludwig Traube fasziniert (Kap. 2), kommt auch im Denken der Idee in Walter Benjamins Trauerspielbuch zur Geltung (Kap. 6). Von der Stimme, mit der sich der Sprachhistoriker Eduard Sievers beschäftigt (Kap. 3), zieht sich ein Band zur Dimension des Geistes in der geistesgeschichtlichen Literaturwissenschaft eines Rudolf Unger (Kap. 4), die wiederum Fragen behandelt, die auch im Hinblick auf Idee oder Struktur (Hugo Kuhn, Kap. 7) auftauchen. Im Begriff der

Wirklichkeit (Erich Auerbach, Kap. 8), der auch schon bei Kuhn eine wichtige Rolle spielt, kommen schließlich verschiedene Stränge zusammen und wird die Verbindung mit dem Weltbegriff zum expliziten Thema.

Mit den herausgegriffenen Kategorien können verschiedene philologische ›Verheißungen der Moderne‹ sichtbar werden. ›Verheißungen‹ – das meint: Ich nehme die einzelnen Ansätze nicht schlechterdings als konzeptuell ausgereifte oder praxeologisch eingespielte Modelle. Mehr geht es um ihren programmatischen und tentativen Charakter im Kontext medialer und ästhetischer, philosophischer und epistemologischer Tendenzen, die die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum prägen. Diesen Zeitraum als ›Moderne‹ zu bezeichnen, lenkt den Blick auf bestimmte Selbstbegründungsstrategien, die aus heutiger Sicht weder einfach fraglos noch obsolet erscheinen – sie sind darauf zu prüfen, welche Geltung sie für heutige Verhältnisse besitzen.

Das ist notwendig angesichts jener im Folgenden zu konturierenden europäischen, teilweise deutschen Form von Weltphilologie, die den Weltbegriff mehr im philosophisch-ontologischen als im räumlich-kulturellen Sinne verwendet: Welt nicht als pluralische Konstruktion, sondern als vorauszusetzende Weltwirklichkeit, als ›mundus sensibilis‹ und ›intelligibilis‹, als ›empirische‹ und ›geistige Welt‹. Diese geistige ›Welt‹ wird im 19. und 20. Jahrhundert zum primären Gegenstand der sich formierenden ›Geisteswissenschaften‹. Sie gerät aber irgendwann in Spannung zur Kategorie der ›Erde‹, die schon bei Auerbach und jüngst bei Stockhammer als Pendant des vieldeutigen Weltbegriffs ins Spiel kommt.⁴⁶

Dass ich am Weltbegriff festhalte, hat damit zu tun, dass er, nimmt man ihn nicht einfach global oder additiv, die Frage nach seiner eigenen Konstruiertheit und Geschichtlichkeit mit sich führt. Gerade deshalb kann er zur Komponente eines grundsätzlicheren Nachdenkens über den Status

von Philologie, über ihr genuines Momentum, jenseits technischer Verfahrensweisen, werden.⁴⁷ Für Auerbach war das Wissen um die Welt ein zutiefst historisches und der Historismus »die kopernikanische Entdeckung der Geisteswissenschaften« – wenn angemessen, nicht willkürlich, nicht pedantisch, gehandhabt.⁴⁸ Dass er im Einzelfall oft »zur antiquarischen Kleinarbeit, zur Überbewertung biographischer Motive, zur Verkennung des Kunstwerks, zum Eklektizismus aus Mangel an Urteilskriterien« führe, gesteht Auerbach zu. Und bleibt doch dem Ziel treu, die »Eigentümlichkeit einer jeden Epoche und eines jeden Werkes sowie die Art ihrer Beziehungen untereinander [...] durch Hingabe und Vertiefung zu erobern, eine unendliche Aufgabe, die jeder für sich, von seinem Standorte, lösen muss«.⁴⁹

Der Standort des vorliegenden Buches: Es greift Gegenstände heraus, die, obschon subjektiv und selektiv, doch plausibel und signifikant sein wollen. Subjektiv: Manche der behandelten Kategorien und Autoren haben mich in meinem eigenen Philologenleben ein Stück weit begleitet und sind für meine eigene Arbeit wichtig geworden; jede*r andere würde vermutlich andere Begriffe, Personen und Richtungen herausgreifen. Selektiv: Zweifellos fehlt Bedenkenswertes, bedingt teilweise auch, wie die Abwesenheit von Philologinnen, durch die historische Situation. Plausibel: nicht zuletzt durch die Querverbindungen, die sich ergeben. Signifikant: wenn man die Wirkung der Autoren auf spätere Generationen und Diskussionen berücksichtigt.

Im Ganzen fällt die Wahl auf das, von dem ich meine, es könne einer Philologie, die auch heute zum Verständnis vergangener und gegenwärtiger Kultur(en) beitragen will, helfen, ihre Möglichkeiten und ›Weltlichkeiten‹, ihr Selbstverständnis als historischer Wissenschaft genauer zu erkennen. Das heißt nicht, die einzelnen Ansätze seien als rundum gelungen zu betrachten. Manche Wege haben sich als Sackgassen erwiesen. Andere wurden, vielleicht unter Richtungsänderungen, weitergegangen. Bei wieder anderen

sind die alten ›Ecksteine‹ nur mehr Material für neue Beläge. Die Frage drängt sich dann auf: Würde es nicht näherliegen, diese Weiterentwicklungen ins Zentrum zu stellen? Müsste man nicht, beispielsweise bei der Geistesgeschichte, auf die späteren Diskussionen um eine neue ›intellectual history‹⁵⁰ oder die jüngsten um die Verbindung zwischen Ideen- und Sozialgeschichte⁵¹ eingehen? Wäre es nicht generell sinnvoll, die früheren Ansätze im Archiv zu lassen und sich der Situation der gegenwärtigen Philologie zuzuwenden?

Ja, wenn man die Philologie primär in ihrer aktuellen zeit- und gesellschaftsgeschichtlichen Rolle konturieren will. Nein, wenn man sich vom Blick auf die Anfänge der Wege Aufschlüsse auch für deren weiteren Verlauf verspricht. Wenn man bestimmte Implikationen des philologischen Tuns klarer erkennen und daran erinnern will, dass die Geschichtlichkeit ihrer Gegenstände ebenso untrennbar zur Philologie gehört wie ihre eigene Geschichtlichkeit. Die Beschäftigung mit ihr hat nicht einfach antiquarischen Charakter. Sie vermehrt nicht bloß das philologische Wissen. Sie führt uns je neu zu früheren Entscheidungen und Reflexionen zurück. Und zwingt uns dazu, vertraute Bahnen, eingeschliffene Sprach- und Denkgewohnheiten zu verlassen und erneut die Konstellationen zu bedenken, denen sie entstammt.

Dafür bieten sich die ausgewählten Positionen schon deshalb an, weil ihnen beträchtliche intellektuelle Anstrengungen eignen, die aufzugreifen allemal die Mühe lohnt. Die Reflexion des philologischen Tuns, die Bestimmung seines Verhältnisses zum literarischen Gegenstand, die Frage nach einer sinnvollen Heuristik und nach der Relation zur historischen Situation, schließlich das Augenmerk auf das, was Philologie über die bloße Texterklärung hinaus zu leisten vermag – all das wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in einer Weise behandelt, die auch für die heutige Selbstverständigung der Philologie relevant ist.

2. Schrift: Ludwig Traube

I

Im Jahr 1879 bringt der 18-jährige Gymnasiast Ludwig Traube, so berichtet Franz Boll, seinem Lehrer und Mentor Carl Bardt eine Geburtstagsgabe dar: kleine Emendationsvorschläge zu den Dialogen des Tacitus. Das schmale Heft trägt den Titel *Emendatiunculas Taciteas scripsit Ludovicus Traube. Suo sumptu suisque typis impressit Neovedeae a. Rh. 1879*. Es zeugt von einer bereits zu diesem Zeitpunkt enormen Belesenheit des Verfassers in der klassischen und mittelalterlichen Literatur – und zugleich von einem schalkhaften Verhältnis zum philologischen Tun.¹ Im Titel ist einerseits von »scripsit« die Rede, andererseits von »impressit« – der Neuwieder Primaner, der sich gern gedruckt sähe und der im Jahr zuvor schon einmal einen kleinen Text in einer wissenschaftlichen Zeitschrift platzieren konnte,² spielt mit den verschiedenen medialen Dimensionen der Schrift. Der Text der Geburtstagsgabe ist von Hand geschrieben, mit Zügen, der mittelalterlichen Buchschrift angenähert. Er gibt sich aber selbst als eine Druckschrift, die ihrerseits spezielle Züge trägt: »suis typis impressit«. Titel und Text imitieren Älteres und verleugnen doch nicht das Eigene. Sie spielen mit den Überblendungen zwischen den Zeiten: die Zeit der klassischen Texte, die Zeit ihrer mittelalterlichen Überlieferung, die Zeit ihrer humanistischen Wiederentdeckung und die Zeit ihrer modernen Anverwandlung. Sichtbar wird hier erstmals jene Erweiterung des Gebiets der klassischen Philologie auf das Mittelalter hin, die Ludwig Traube zu einem der Begründer der mittellateinischen Philologie machen wird.³ Sichtbar wird zugleich eine philologische Aura der Schrift, die um 1900 gerade im Kontext neuer technischer Möglichkeiten der Reproduktion faszinierte.

Im selben Jahr 1879, in dem Traube sich entschieden auf eine akademische Karriere hinbewegt, gibt ein paar Hundert Kilometer südlicher am Rhein, in Basel, ein anderer seine akademische Position auf. Friedrich Nietzsche, 35-jährig, lässt sich wegen seines Augenleidens von seiner Professur entpflichten. Er kann nicht mehr lesen und hat enorme Schwierigkeiten mit dem Schreiben: Die »guten Viertelstunden«, von denen er 1880/81 mehrfach spricht, sind wörtlich zu nehmen. Wenn er einmal etwas selber schreiben muss, weil sein Sekretär Heinrich Köselitz nicht zur Hand ist, fällt das so aus, dass »die lateinischen Buchstaben ebenso gut als griechische verstanden« werden können.⁴ In *Scherz, List und Rache*, dem »Vorspiel in Reimen« zur *Geburt der Tragödie* (gedr. 1882) heißt es selbstironisch: »Die Feder kritzelt: Hölle das! | Bin ich verdammt zum Kritzeln-Müssen? — | So greif' ich kühn zum Tintenfass | Und schreib' mit dicken Tintenflüssen. | Wie läuft das hin, so voll, so breit! | Wie glückt mir Alles, wie ich's treibe! | Zwar fehlt der Schrift die Deutlichkeit — | Was tut's? Wer liest denn, was ich schreibe?«⁵

Nietzsche erprobt die neuen Stahlfedern und verschafft sich 1882 in Genua, um dem »Krikelkrakel« seiner Handschrift zu entgehen, durch Paul Rée eine mechanische Kugelschreibmaschine, eine dänische Malling Hansen. Das schreibende Denken, das ihm früh schon Mittel war, die noch nicht erfundene Maschine zu ersetzen, die »unsre Gedanken auf irgendeinem Stoffe, unausgesprochen, ungeschrieben, abzuprägen« vermöchte,⁶ verlegt sich auf die nunmehr (zunächst für Blinde und Taubstumme) erfundene Maschine. Sie leistet zwar keine unmittelbare Registratur. Sie verspricht aber immerhin deren Erleichterung und führt auf das faszinierende Verhältnis von »Kunst und Schrift«.⁷ Doch die Maschine allein macht noch nicht glücklich. Nietzsche schreibt auf ihr am 17. März 1882 aus Genua an seinen Freund Franz Overbeck (im Original in Großbuchstaben): »Diese Maschine ist delicat wie ein kleiner Hund und macht viel Noth – und

einige Unterhaltung. Nun müssen mir meine Freunde noch eine Vorlese-Maschine erfinden: sonst bleibe ich hinter mir selber zurück und kann mich nicht mehr genügend geistig ernähren. Oder vielmehr: ich brauche einen jungen Menschen in meiner Nähe, der intelligent und unterrichtet genug ist, um mit mir arbeiten zu können. Selbst eine zweijährige Ehe würde ich zu diesem Zwecke eingehen –«. ⁸

Delikat und mühevoll ist die Maschine in der Tat: Ihre Typenstangen sind schnell verbogen. Das Farbband hält nicht lange. Auf manchen Blättern ist wenig zu erkennen. Die Zeilen müssen handschriftlich ergänzt werden – sodass sich auch hier ein Wechselspiel zwischen verschiedenen medialen Zuständen der Schrift ergibt: Schreibmaschinentexte, die Momente des Handschriftlichen thematisieren und selbst solche Momente aufweisen. Ein handschriftlich ergänztes Titelblatt, ebenso ambitiös wie bizarr, lässt ältere Erscheinungsformen von Schrift anklingen: »500 AUFSCHRIFTEN | AUF TISCH UND WAND | FUER NARREN | VON | NARRENHAND«. ⁹ Ein Kurzgedicht spannt Subjekt und Maschine selbstreflexiv zusammen: »SCHREIBKUGEL IST EIN DING GLEICH MIR: VON EISEN | UND DOCH LEICHT ZU VERDREHN ZUMAL AUF REISEN. | GE-DULD UND TAKT MUSS REICHLICH MAN BESITZEN | UND FEINE FINGERCHEN, UNS ZU BENUETZEN.« ¹⁰

Hier Traube, dort Nietzsche. Zwei Philologen, ein angehender und ein sich zurückziehender (der sein Schreibmaschinenexperiment nach sechs Wochen, fünf Reparaturen und insgesamt 33.610 Tastenanschlägen aufgibt). Zwei Philologen, die darin übereinkommen, dass sie Philologie als eine geduldige, im Stillen, ja Inselhaften vor sich gehende Arbeit am (schriftlichen) Wort verstehen. In Traubes Skript zur Vorlesung *Geschichte der (klassischen) Philologie* soll, so Boll, ein Blatt eingelegt gewesen sein, in dem ein Freund die Hand Nietzsches imitierend dessen berühmte Definition von Philologie aus dem Schluss der Vorrede zur *Morgenröte* notierte: »Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst,